

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

15]

Roman von Max Kreher.

Diese Auslegung war ihr schnell eingefallen, denn ihr Vater hatte sich direkt nach hier auf den Weg gemacht und sie einfach mitgeschleppt aus Gründen, die sie noch nicht kannte, wohl aber ahnte. „Nein, ist das hier warm bei Ihnen.“ Sie riß die Flügel des Mantels auseinander, so daß sich der Blonde ein Weilchen an dem Anblick des teuren Kleiderbesatzes erfreuen durfte. Heute gefiel sie ihm besser als das letztemal, denn sie sah frischer und unternehmender aus; sie war nicht mehr so „dazig“, wie er es nannte, als sie sich manchmal über seine Reden lustig machte und ihn wie einen Einfältigen behandelte, dessen Bemerkungen stets unzeitig sind und der überall mit den Ellbogen anstößt. Namentlich war es ihr fastig roter Mund, der ihn jetzt besonders anzog und ihm wert erschien, einmal die Probe mit den Lippen darauf zu machen. Seine Redheit stieg, und er sah sie furchtlos und zugleich verlangend an mit einem Ausdruck seiner großen, blauen Augen, als wollte er sagen: Sieh nur, ich bin schon etwas geworden. Du Verwöhnte kommst zu mir, und wenn ich wieder bei Euch bin, wirst Du mich gewiß anders behandeln.“

„Leg doch ab,“ ermunterte sie der Alte, „Du wirst Dich sonst erkälten.“

Lorenzen wollte sie bedienen, sie aber gebrauchte die Ausrede, daß sie ja doch bald wieder gehen würden. Aber mit der natürlichen Gewisheit des jungen Mannes, der schon seine Schule mit den Frauen hinter sich hat, merkte er ihrem Verhalten an, daß es nur Machte sei und daß sie zu den Geschöpfen gehöre, die sich selbst um Kleinigkeiten gern mehrmals nötigen liehen.

„So, so, das ist also Ihr Gönner,“ sagte Heilke wieder, nachdem Lorenzen ganz gehörig mit Rensdahl geprahlt hatte. „Warten Sie mal, übrigens — entfinne ich mich . . . Ja, ja, der Mann wollte auch mal was von mir haben, irgend eine große Sache, aber ich mußte ablehnen, war zu sehr beschäftigt.“

Das sagte er jedesmal, sobald er von einem reichen Auftraggeber hörte, der andre in Nahrung setzte, womit er andeuten wollte, daß es ganz unmöglich sei, ihn zu übersehen. „Die Kollegen müssen auch leben — mein Gott, man kann doch nicht alles machen! Man arbeitet sowieso zu viel . . . Wissen Sie schon, daß ich die neuen Figuren im Schloß kriege, die historischen? . . . Und dann das Kaiserdenkmal für Dingsda? . . . einen neuen Monumentalbrunnen für die Provinz . . . Brückenaus schmückung für die Stadt. Daneben soll man noch Porträts schaffen. Man möchte sich wirklich zerteilen. Wissen Sie, lieber Lorenzen, manchmal dachte ich an Sie. Sie waren doch immer recht fix und verstanden, was man wollte. Aber mich aufdrängen — nee! Sowa's gibt's bei mir nicht.“

Lorenzen beglückwünschte ihn zu alledem. Kempfen jedoch, der zuletzt die Ohren gespitzt hatte, verzog ungesehen den Mund zu einem behaglichen Grinsen; denn unwillkürlich mußte er an die Fabrikwirtschaft in den Riesenateliers des Professors denken, wo stets vier bis sechs Gehilfen tätig waren, meist junge, begabte Bildhauer, die sich zwar vor dem Verhungern retteten, bei dieser Arbeit aber ihre Eigenart verloren und schließlich ihr Talent in Durchschnittsware zu Markte trugen. Ihm wieder seinen Lorenzen nehmen wollen? Jawohl, das hätte diesem Meistergigerl so behagt, der sich bei großen Festen mit seinen vier Orden und der grünbändigen, goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft (um den Hals zu tragen) herumschleppte, als hätte er extra für sich allein einen Sternenhimmel entdeckt. Nein, der gute Junge sollte diesen Weg nicht weiterreiten; davor wollte er ihn bewahren mit all der tiefen, echten Freundschaft, die ihn mit ihm verband; in schlechten und in guten Zeiten. Und niemals sollte seine feste Hand ihn anders lenken als zur Höhe, wo die Schwächen des

Künstlers ausgeglichen wurden durch den Ruhmeskranz, den ihm die göttliche Gine kraftvoll auf das Haupt drückte.

Und Kempfen war es plötzlich, als müßte er sich jetzt schon als der Wall zeigen, den man mit Gefahren erst übersteigen müsse, um zu dem Freund zu gelangen. Er trat vor und mischte sich ins Gespräch. „Ja, Herr Professor, das ist nun wohl vorüber,“ faute er die Worte hervor. „Jetzt haben wir selbst genug Aufträge; auf ein paar Jahre sicher. Wenn die noch langen.“

„Wir, wir . . . wie meinen Sie das?“ gab Heilke trotz des verschluckten Aergers mit einem Höflichkeitslächeln zurück. „Ich denke, Lorenzen hat sie.“ Dann aber, nachdem Kempfen ein „allerdings“ hervorgewürgt hatte, glaubte er ihn zu verstehen. „Ach, Sie haben das Atelier wieder zusammen.“ „So, so,“ fuhr er lachend fort. „Zimmer noch die alte Doppelwirtschaft . . . Ja, ich habe viel davon gehört. Alles in einen Topf.“ Und als müßte er seiner Tochter eine Aufklärung geben, wandte er sich an diese. „Das wird Dich interessieren, Marianne, das ist ein Unikum beim Bau. Denk Dir nur: die Herren haben eine sogenannte Kunsthe geschlossen. Es gibt nur ein Statbuch, eine Hand, die einnimmt und ausgibt. Der Geist des einen wird mit dem des andern multipliziert, das gemeinsame Denken wird dann von der Hauptsumme abgezogen. Ob es mit dem Talent auch so ist, weiß ich nicht.“

Er wollte beweisen, daß er auch geistreich sein könne, und überzeugt von der Wirkung seiner Worte, vergnügte er sich selbst mit hellem Lachen darüber.

Und fast ebenso laut wie er, lachte auch Sörgel, der sich hinten im Atelier herumdrückte, zeitweilig an irgend etwas fräste, um sich zu beschäftigen, und dann wieder an dem Petroleumkocher ging.

„Benigstens doch mal eine ganz ideale Ehe,“ stimmte Marianne lustig mit ein.

„Ja, das ist sie, gnädiges Fräulein, aus ganz reinen, edlen Motiven geschlossen,“ erwiderte Kempfen, bemüht, den ernststen Ton aufrecht zu erhalten.

„Na, das Beste daran ist jedenfalls, daß der Bruch einer solchen Kunsthe niemals bestraft werden kann,“ witzelte Heilke aufs neue. „Mann kann doch leichter auseinandergehn, als Mann und Frau.“

„Ja, das ist wahr,“ bestätigte lachend Lorenzen. Er wollte noch hinzufügen: „Aber daran denken wir noch lange nicht,“ die Worte blieben ihm aber in der Kehle stecken, ohne daß er recht wußte, woher es kam.

„Und was die Herren praktisch find!“ sagte Marianne wieder, die mit ihrem Schlepplleid noch immer herumsegte. „Was gibt's denn heute?“

Längst hatte sie die Nasenflügel gebläht, denn allmählich zog der Gargeruch von der Wand herüber und machte sich auffallend bemerkbar. Nun stand sie glücklich vor dem Kocher und nahm den Deckel von dem großen Behälter. „Ach, Erbsensuppe mit Schinkenrust. Papa, was sagst Du dazu? Nach allen Regeln der Kunst. Sieht ganz einladend aus. . . . Soll ich helfen, Herr Lorenzen? Vielleicht fehlt doch noch etwas. Einen Löffel, einen Löffel! Bitte darum.“

Während der schöne Anton vergnügt grinste, warf sie rasch ihren Mantel ab, ganz mit der Geschäftigkeit eines übermütigen Mädchens, das endlich eine Abwechslung findet und sehr wohl weiß, daß ihr Scherz gut aufgenommen wird. Sie nahm den gereichten Löffel, tat etwas von der Suppe auf einen Teller, rührte, blies und kostete dann immer unter der Heiterkeit der Herren; dann ging sie damit nach vorn, verjüngt und rosig angehaucht von diesem kleinen Erlebnis. „Schmeckt auch ganz vorzüglich, Papa. Besser macht's unsere Köchin auch nicht. Etwas zu dick ist sie noch. Dem kann aber gleich abgeholfen werden, wenn Sie erlauben, Herr Lorenzen? Oder auch Herr Kempfen? Sie sind ja wohl der Hausvorstand?“ Und nach einer anerkennenden Verbeugung vor ihm eilte sie wieder nach hinten und plemperte heißes Wasser, das ihr Sörgel gereicht hatte, in den großen Blechtopf. „Das wollen Sie alles allein essen?“ rief sie wieder nach vorn. „Eine Familie kann ja davon satt werden.“

„Wir ahnten, daß Sie mit Ihrem Papa heute kommen

würden," gab Lorenzen nun ebenfalls seinen Mutwillen zum besten.

Heilke sah jetzt erst die Zellerburg und machte sich seinen Reim daraus. Schon längst hatte ihm etwas nicht behagt: ein gewisses dumpfes Stöhnen und ersticktes Lachen, das sich anhörte, als bisse man irgendwo in ein Kopskissen, um nicht laut los zu plaken. Sein Blick ging wiederholt nach dem Vorhang, ohne daß er über wagte, sich darüber aufzuhalten. Er wußte ja, wie es in den Ateliers dieser Junggesellen zugeht. Wahrscheinlich steckte dahinter ein Modell, womöglich noch mit einer Freundin, die sich über alles vergnügten, was sie hörten, und den Besuch zu allen Teufeln wünschten. Und daß er gerade mit seiner Tochter hier sein mußte! Sonst hätte es ihn weiter nicht geniert; er würde die Bälger vielleicht in Parade haben aufziehen lassen, um die eine oder die andre als gute Bekannte zu begrüßen. Besser aber, er ließ nichts merken, schon um Mariannes willen nicht. Trotzdem konnte er sich nicht enthalten zu fragen, ob man vielleicht noch Mittagsgäste erwarte? Und als Lorenzen genickt hatte, warf Marianne altklug dazwischen: „Damen vielleicht auch? Dann wollen wir nur rasch ausrücken, Papa. Herr Lorenzen, Sie hätten uns das gleich sagen müssen.“

Wie der Wind huschte sie in ihren Mantel, trotzdem sie innerlich wünschte, die Ateliertüre ginge auf und die „Erbienkostgängerinnen“ erschienen, damit sie sie rasch beängeln könne; denn gar zu gern hätte sie Lorenzens Geschmack in dieser Beziehung einmal kennen gelernt.

Er beruhigte sie und wies auf einige gute Freunde hin, was aber weder Vater noch Tochter zu glauben schienen. Bis dann Kempen in seiner härtebeißigen Offenheit dazwischen plakte: „Gnädiges Fräulein haben nichts zu befürchten, Weiber werden bei uns nicht geduldet, was man so darunter versteht. . . Ich meine solche, die nicht Sache sind.“

„Da hast Du's!" warf Heilke ein. „Mit einem Weiberfeind ist nicht zu spaßen.“

„So, sind Sie das wirklich?" fragte Marianne und betrachtete ihn aufmerksam wie eine Sehenswürdigkeit. Und zugleich mußte sie über einen Einfall lächeln, den sie unterdrückte. „Er wird wohl wissen, warum," dachte sie. Ein junger Mann, der noch Umlegefragen trug, dazu die unmodernste Krawatte, machte sicher keinen Eindruck auf Damen, die ihm gepakt hätten. Merkwürdig, wie der hübsche, flotte Lorenzen sich an diesen Kollegen hängen konnte,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zwei Beschwerden.

Von August Winnig.

(Schluß.)

Vor dem Kompagnierevier mußten wir halten. Der „Alte“ wartete mit dem Feldwebel schon auf uns. Nachdem wir uns aufgestellt hatten, befahl der Hauptmann dem Feldwebel, die Urtauber vorzulesen. In dumpfer Resignation hörten wir die Namen aus der ersten, zweiten und dritten Korporalschaft verlesen. Dann kam unsere.

Da wurde mein Name aufgerufen. Ich war wie aus den Wolken gefallen und glaubte mich verhört zu haben.

„Na, wollen Sie nicht?" rief der Feldwebel lauter. „Hier!" schrie ich und trat zu den Urlaubern.

Dann kamen wieder andere Namen und auch die übrigen drei Zeugen wurden mit aufgerufen. Wir wußten nicht, was das zu bedeuten habe. Als alle aufgerufen waren, hielt uns der Alte noch eine schöne moralische Standpause, von Saufen, Arrest und Arbeiterabteilung, dann erhielten wir unsere Urlaubspässe. Um drei dampften wir nach dem Westen und sahen die grauen Klöße der Festungswerke im Dunstschleier verschwimmen.

Während des zehntägigen Urlaubs dachte ich nicht oft an die Affäre Stöben; aber wenn ich es tat, dann war mir gar nicht sehr wohl dabei zumute; ich hatte die Empfindung, daß hier etwas nicht in Ordnung sein konnte. Nach den durchjubelten Tagen fuhr ich mit gemischten Gefühlen wieder zur Garnison zurück. Es war Mitternacht, als ich in die Kaserne kam. Ich weckte einen der Kameraden und fragte ihn nach dem Ausgang der Sache.

„Ach," sagte er schlaftrunken, „das ist eine dumme Geschichte gewesen. Den Stöben haben sie dabei zu paßen gefriert.“

„Den Stöben? Wiezo den?" fragte ich.

„Ja," sagte er etwas munterer, „die Sache war doch die, daß er keinen Zeugen hatte. Ihr wart auf Urlaub, den anderen beiden hat man nicht geglaubt; das sind doch alte Leute, weißt Du, und die wollten aus Rache den Unteroffizier reinreißen, so sagte man. Und da hat der Oberst den Stöben wegen Nichtausführens eines Dienstbefehls mit drei Tagen Arrest bestrafen lassen.“

Welchen Dienstbefehls?"

„Ja, weil er nicht gelaufen, sondern langsam gegangen ist; und der Unteroffizier hatte doch laufen befohlen. Die Strafe wegen falscher Meldung will ihm der Oberst schenken, weil er dachte, Stöben sei von anderen Leuten dazu angepöbelt gewesen. Wenn er sich aber in diesem Jahre noch etwas zuschulden kommen läßt, soll er deswegen auch noch bestraft werden.“

„Ist Stöben schon im Kasten?"

„Er ist schon wieder draußen. Ihr seid Gründonnerstag fortgefahren und Stöben ist am stillen Freitagmittag in 'n Kasten gegangen.“

„Donnerwetter! Also deswegen hat man uns auf Urlaub geschickt! So 'ne Gemein — — —“

„St! Der Unteroffizier ist noch nicht lange schlafen gegangen; sei ruhig!"

Diese Affäre lehrte uns, was wir an dem Beschwerdenrecht hatten. Nach solchem Ausgang hatte natürlich keiner mehr Lust, sich über Mißhandlungen zu beschweren, und diese wurden ärger und häufiger als zuvor. Doch nicht allein die Unteroffiziere schlugen und stießen die Leute, auch die Leutnants und der Hauptmann, dieser erst recht, bittelten drauf los, als ob sie Hunde zu dressieren hätten. Sogar der Major schämte sich nicht, die Leute mit der Faust ins Gesicht zu schlagen. Wir — ein kleiner Kreis von Vertrauten — nahmen das mit wachsender Erregung wahr.

Manchmal ging ich abends ins Gehölz, das das Glacis bedeckte und hing dort meinen Zongedanken nach. Ich phantasierte von einer großen blutigen Abrechnung und grüdelte über die Möglichkeiten nach, wie sie wohl herbeigeführt werden könnte.

Je länger, je mehr litt ich unter dem, was ich tagtäglich sehen und hören mußte. Aber ich litt nicht allein. Wir sprachen oft untereinander darüber und die charaktervollen Leute waren alle von Erbitterung erfüllt. Die meisten waren arme oder doch nur wenig begüterte Burschen vom Lande, die wohl nie auch nur ein leiser Hauch oppositioneller Zeitstimmung gestreift hatte. Jetzt aber hatte sich Rebellenstimm ihrer bemächtigt, der freilich nur die Gedanken aufwiegelte oder sich höchstens im vertraulichen Kreise an die Oberfläche wagte.

An einem Sonnabendnachmittag, der zufällig einmal bei uns dienstfrei war, stand ich mit einem Freunde am Fenster und sah auf den Kasernenhof hinab. Es regnete schon seit der Nacht in gleichmäßigem Guffe und der ganze Hof war von Wasserpfützen bedeckt. Der zermürbte, schmierige Kies bildete eine schwarze, breite Masse. Der Hof war leer. Nur hin und wieder lief eine Ordonnanz eilig vorüber. Aber er blieb nicht lange leer. Aus dem Revier des ersten Bataillons traten zwei Leute im Ezerzieranzug, es waren Rekruten, wie wir an ihrem Anzug erkannten. Ihnen folgte ein Offizier in langem Mantel, dessen Kragen hoch aufgeschlagen war. Er stellte sich unter einen kleinen Pavillon, steckte die Hände in die Manteltaschen und ließ die beiden Leute erzieren. Zuerst übten sie langsamen Schritt. „Hoch raus die Weine!" rief der Leutnant ihnen zu, als sie sich etwas schonten. Die Leute hielten mit den Beinen drauf los, daß jedesmal dicke Garben von Schlamm und Wasser aufspritzten. So ging das eine Weile fort. Dann mußten sie marschieren. Schließlich mußten sie im Lauffschritt den Hof durchmessen. Der Leutnant kommandierte, immer vom schützenden Pavillon aus. „Hinlegen!" schrie er. Die Leute zögerten. „Hinlegen!" Die Leute legten sich zögernd auf die Erde. „Auf! Lauffschritt — maarisch — maarisch! — Halt, hinlegen! — Ah, Ihr könnt nicht runter kommen; na, vielleicht lernt Ihr's noch. Auf! — Hinlegen! Auf! — Hinlegen! Auf! — Hinlegen!" Das wiederholte sich ein halbes Duzendmal. Schließlich hatten die beiden das richtige Tempo für das Niederwerfen gefunden. Matschend warfen sie sich in den Norast, um mit gewaltsamen Rud wieder aufzuschwellen, wie Maschinen. Dann mußten sie noch einige Runden im Lauffschritt machen.

„Was mögen die beiden ausgefressen haben?" fragte mein Freund, ein Gefreiter vom älteren Jahrgang.

„Die haben heute morgen beim Parademarsch gebummelt," mischte sich ein Dritter ins Gespräch. „Sie sind von der zweiten Kompagnie.“

Dem Leutnant schien es jetzt genug zu sein. Seine beiden Opfer waren vom Hals bis zu den Stiefelsohlen mit nassem Schlamm besudelt und standen nun vor ihm. Er schien ihnen eine Strafpredigt zu halten. Jedenfalls, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, haute er jedem einigemal ins Gesicht und jagte sie in die Kaserne. Dem letzten gab er noch einen Tritt mit auf den Weg.

„Ei, die werden nicht dummer danach!" krächte ein Mann hinter uns. Es war eine greuliche Hundeseule aus der Gegend von Birnbaum.

„Scher' Dich raus, Du Anecht! Puße dem Leutnant die Stiebell!" schrie ihm der Gefreite zu.

„Wenn ich bei ihm Bursche werden könnte, würde ich sie ihm schon pußen!" antwortete der.

„Mensch, wat is dett vor'n Knab! Psui Deubell! Du kapitulier man, so 'ne Kirks könnte hier brulen!"

Wenn der Gefreite aufgeregter war, redete er stets plattdeutsch. Der andere verfuhr sich aus der Stube und wir sprachen nun mit offener Entrüstung über das, was draußen vorgegangen war.

„Wenn ich wüßte, daß es nicht 'rausläme, schriebe ich nach dem Generalkommando," sagte der Gereite. „Aber das ist ja auch so. Dann suchen sie den Brieffschreiber, um ihn ins Loch zu fieden,"

und der Kunde da kriegt höchstens ein paar Tage Stubenarrest. Und die armen Kerls sind dann erst recht schlimm dran. Wir haben's ja bei Stöben gesehen."

"Ja wüßte, wo eine Besäuerde Zwerd hätte," sagte ich leise zu ihm.

"So? Wo denn?"

"Dein „Vorwärts“."

"Was ist das?"

"Ein Blatt in Berlin."

"Eine Zeitung?"

"Ja. Es ist die sicherste Stelle für unsere Besäuerde."

"Du, das machen wir heute abend. Aber es darf keiner was davon merken!"

Wir sprachen noch weiter darüber und als es Abend war, setzte ich mich ruhig an den Tisch und verfaßte den Brief. Kein Mensch fand etwas dabei; denn Briefe werden nirgends mehr geschrieben als beim Militär. Ich schrieb alles, was uns bedrückte, wie wir behandelt würden, wie vom Unteroffizier hinauf bis zum Regimentskommandeur alles daran mitarbeitete; ich nannte alle Namen und besetzte alles mit Zeugen und Daten. Als ich fertig war, las der Befreite den Brief, aber er war mit meiner Arbeit nicht zufrieden. Er winkte mir, hinauszukommen, und schon stieg ein schwerer Verdacht in mir auf. Meinte er es ehrlich? so fragte ich mich besorgt. Aber er meinte es ehrlich. Trotz seiner Linienerfahrung in öffentlichen Dingen, die erklärlich war, da er dem Kaufmannshandwerk angehörte, hatte er ein gerüttelt Maß von ehrlicher Entrüstung in sich aufgesammelt. Mein Brief war ihm zu unvollständig, ich hätte noch lange nicht alles geschrieben, was an die Öffentlichkeit müßte. Ich wollte ihm das ausreden, aber er ließ nicht nach, ich mußte noch einen Nachtrag schreiben. Nachdem auch das geschrieben war, trug er den Brief in die Stadt, denn dem Briefkasten auf dem Kasernenhofe wagten wir unser Geheimnis nicht anzubekommen.

Dann warteten wir mit Ungeduld auf ein Zeichen, ob unsere Besäuerde wohl wirken würde. Ob sie der „Vorwärts“ aufnahm, konnten wir freilich nicht wissen, denn in der Stadt war uns keine Stelle bekannt, wo das Blatt zu finden war, so viel ich auch danach forschte. Aber ich zweifelte nicht daran, daß man es tun würde, und ich hatte mich auch nicht getrübt.

Seidem waren etwa drei Wochen vergangen. Wir hatten auf der Eplonade „Parademarsch im Regiment“ geübt. Der Oberst hatte dann „die Herren Hauptleute“ zu sich befohlen, während wir einrückten und vor den Kompagnierreihen warten sollten. Es dauerte etwas lange, ehe wir den Platz verlassen konnten, denn der Komarschweg war nur sehr schmal. In Ermangelung einer anderen Beschäftigung beobachtete ich die Gruppe der Hauptleute, die mit ihren Pferden einen Halbkreis vor dem Obersten gebildet hatten. Es schien dort eine wichtige Sache verhandelt zu werden, denn der Oberst gestikulerte lebhaft und redete laut. Aber doch nicht so laut, daß wir ihn hätten verstehen können. „Klamafche! Mein Kögümd!“ weiter verstanden wir nichts. Dann marschierten wir ab.

Auf dem Kasernenhofe warteten wir wie alle übrigen Kompagnien auf unsern verehrten Herrn Chef. Nach einer Weile kam die Gesellschaft durchs Tor geritten; Fische und zornige Scheltworte zeigten ihr Kommen an. Ein Blick auf unseren Alten überzeugte mich, daß er wieder in seiner Nebelauwe war.

„Einen Kreis bilden!“ rief er uns gleich entgegen. Wir bildeten einen solchen Nedereing, er stieg vom Pferde ab und kam in unsere Mitte. Wie gewöhnlich ließ er erst einige wegen schlapper Haltung zum Nachexerzieren notieren, halte seinen Degen los und hing nach einigem Räuspfern an:

„Also der Parademarsch war im ganzen gut, besonders bei unserer Kompagnie. Der Herr Oberst hat speziell das stramme Marschieren gelobt. Das bitte ich mir aber auch aus! Glaubt nicht, daß ich mir von Euch Dummerei bieten lasse! Wer die Weine nicht rauschmeißt, den lasse ich ohne Gnade exerzieren und gemiere mich auch nicht, ihn bei erster bester Gelegenheit einzubuchen. Der Herr Oberst konnte es nicht sehen, daß doch wieder einige maßlos gebummelt haben, ich habe mir die Schweine aber doch gemerkt und werde sie jetzt mal rausuchen.“

Er nannte eifrige Leute, die gleich nach dem Essen wieder exerzieren sollten. Hierauf fuhr er fort:

„Und dann ist da noch eine andere Geschichte. Eine ganz widerliche Affäre (ich belam leises Herzlopfen), jatoohl, ekelhaft und gemein, hundsgemein! Es gibt ja allerwärts ehrlöse Schweine, die sich ein Vergnügen daraus machen, den guten Ruf des Regiments zu schädigen. Jatoohl! Ich habe es schon gleich gesagt, schreibt nichts von dem, was hier passiert, nach Haus! Das gehört sich nicht und wird auch sehr schwer bestraft. Was in der Kaserne passiert, das geht das Zivil gar nichts an! Das sollte jeder Mann wissen! Leider hat sich also doch ein Schwein gefunden, das was nach auswärts geschrieben hat, und das ist nun an die große Glode gekommen. (Des Schuldbewußtseins Rote färbte mein Gesicht und ich nahm genau Vordermann!) In einer Zeitung, die jeder anständige Mensch noch nicht einmal auf der Latrine gebraucht, haben verlogene Sachen von unserem Regiment gestanden. (Mein Freund hustete dreist und versuchte mit mir „Luchsführung“ zu bekommen.) Stehen Sie da still, verfluchter Heringsbänder! Also solche Subjekte gibt es im Regiment! Nehmt Euch vor diesen Leuten in acht. Die Sache ist weiter nicht schlimm, denn jeder halbwegs anständige Mensch weiß, daß es Lügen sind, wenn behauptet wird,

hier würden die Mannschaften überanstrengt und mißhandelt. Das wißt Ihr alle! (Hundert Augenpaare trafen sich.) Ich frage nun (mit erhobener Stimme) die Kompagnie, ob dieser gemeine Lump unter ihr ist. Wenn der ehrlöse Kerl extra in unserer Kompagnie ist, dann trete er vor und verantworte sich. Wenn es nicht geschieht, dann ist damit bewiesen, daß es Lügen sind. — Na, es meldet sich keiner. Natürlich ist solch ein Kerl ja auch zu feig, um für seine Tat einzustehen. Das wüßte ich vorher; wenn wirklich so ein Schwein hier drunter ist, dann ist es auch zu ehrlös, um sich zu melden. Ich muß aber nun doch den Unteroffizieren sagen, daß sie sich vorsehen und etwas mehr an sich halten. Dat einer einen dießjelligen Kerl, dann darf nicht gleich geschlagen werden; es gibt genug andere Mittel, womit man ihn zahn kriegen kann. Exerzieren, und wenn das nicht hilft, Arreststrafen, und bei solchen Dummeln, wie diesem hier (Stöben flog durchs zweite Glied hindurch), wird bei der ersten Gelegenheit Latbericht eingereicht. Dann geht es nach der Festung und gleich anschließend auf die Arbeiterabteilung! Jatoohl, ohne Federlesen! Kein mit der Schweinehande!“

Als ich später mit dem Befreiten allein war, fragte ich ihn, was wohl geschehen wäre, wenn wir uns gemeldet hätten.

„Er hätte uns niedergestochen,“ sagte er, „und dann wären wir noch auf die Arbeiterabteilung gekommen.“

Das hört sich sehr unwahrscheinlich an, mir erschien es aber gar nicht unmöglich. Der Hauptmann ist sehr häufig mit gezücktem Degen auf die Leute eingesprungen; vom Zustoßen hatte ihn aber doch noch immer ein Rest von Besinnung zurückgehalten. Hätte er es aber wirklich einmal getan, so wäre es auch nicht weiter schlimm für ihn gewesen.

Wir hüteten unser Geheimnis mit großer Sorgfältigkeit. Die Besäuerde hatte wenigstens für einige Wochen die Mißhandlungen vermindert. Doch wir ersühten den Ehrgeiz, das als unser Werk auszusprechen und freuten uns im stillen über unsere Tat und ihre Wirkung. Nur der grauhaarige Sergeant, der, wenn ihn Armut und Langelweile plagten, gern zu uns kam, um mit uns zu plaudern, trifft oft, wenn die Rede auf diese Sache kam, ein Auge zu und fixierte mich unauffällig. Ich ließ ihn ruhig fixieren und machte das harmloseste Gesicht, dessen ich fähig war. Ich war überzeugt, daß er mich im Verdacht hatte; aber er hat nie etwas gesagt, weder zu mir, noch zu andern. Als ich einmal unter Beobachtung aller Vorichtsmaßregeln eine Parallele zwischen Stöbens Besäuerde und der an den „Vorwärts“ gerichteten zog, lächelte er auf seine Weise und ging pfeifend davon.

Antiqua oder Fraktur?

Wie bekannt sein dürfte, bezeichnet man mit „Fraktur“ den Schriftsatz, in dem die vorliegende Nummer des „Vorwärts“ gedruckt ist. Unter „Antiqua“ versteht man die Art, in der das eingestammte Wort gesetzt ist (Kapitalismus). Beim Schreiben entspricht der Fraktur die sogenannte „deutsche“ Schrift, der Antiqua aber die „lateinische“ Schrift.

Ueber die Bevorzugung in der Verwendung beider Schriftarten ist seit einiger Zeit ein harter Streit entbrannt. Und zwar führt man den Kampf mit „Schönheits-“ und „nationalen“ Gründen. Die einen treten für die alleinige Verwendung der Antiqua ein und behaupten: Antiqua sehe ästhetischer aus; auch sei es im Interesse der Ausländer, die nur Antiquasatz kennen, geboten, ihnen die Lesart deutscher Bücher nicht durch eine fremdartige Schriftart noch mehr zu erschweren. Die Anhänger der Fraktur wenden das gegen ein: gerade ihr Lieblingsatz gebe ein schöneres Druckbild. Einige Fanatiker wollen uns ernsthaft glauben machen, sogar die Schönheit des Inhalts gebe durch Antiqua verloren. Der „Fasch“ in Antiqua sei z. B. ein geringerer Genuß! Ebenso komisch wirken aber die „nationalen“ Gründe, die sie ins Feld führen. Kein Engländer oder Franzose tut uns Deutschen den Gefallen und lasse seine Bücher in Fraktur drucken! Weshalb sollten gerade wir Germanen uns auch darin den Fremden anpassen? Wer deutsche Bücher lesen wolle, müsse sich auch unsere Schrift aneignen! usw. usw. Höchst gewichtig wird dann weiter erklärt, daß wir unsere Schriftart durch lange Ueberlieferung in voller Selbständigkeit gebildet und bewahrt hätten. Es wäre falsch, von der „ureigensten“ Art zu lassen.

Ueber die Schönheit des Schriftbildes läßt sich nur leicht streiten, aber schwer entscheiden. Lassen wir diesen Punkt also zunächst. Was aber die nationalen Motive anbelangt, so sind die „Deutschen“ wieder mal gründlich reingefallen. Denn rein historisch genommen, haben wir zu allererst die lateinische Schrift gehabt. Wie so viele Worte und Gegenstände übernahmen wir zur Zeit, als Germanen in die europäische Geschichte eintraten, von den Römern auch die lateinische Schrift. Getreulich zeichneten die Schriftgelehrten des Mittelalters Buchstaben für Buchstaben — Druck gab es noch nicht — den römischen Pergamentrollen nach und setzten natürlich aus den gleichen Zeichen die eigenen Schriftstücke zusammen. Erst im spätem Mittelalter, als die Mönche in ihrer Klausur ewigen Fleißes die Werke der alten Klassiker und „modernen“ Theologen nachmalten, verfiel die sauberste Sorgfalt dazu, Worte mit dem Pinsel auszumalen. So entstanden Schnörkel und Verzerrungen an den Anfangsbuchstaben und bei den Worten, die man besonders hervorheben wollte. Allmählich übertrug sich diese Art

auf die ganze Schrift, und es entstand jene als besonders deutsch gewählte „gotische“ Schreibart.

Sehr leicht zu widerlegen ist der Einwand, daß wir bei der nun mal entstandenen Schrift bleiben und uns nicht Fremdlingen anpassen sollen. Das Interesse der Wissenschaft gebietet, die Verschiedenheit zwischen den Völkern zu erleichtern und es nicht durch selbst so kleine Schranken wie verschiedene Drucktypen zu erschweren. In unserer Zeit, wo die Möglichkeit einer Weltsprache zu wissenschaftlichen Zwecken ernsthaft diskutiert wird,*) wirkt es besonders abgeschmackt, künstliche Grenzen aufrecht zu erhalten.

Die Hauptfrage ist aber bisher noch nicht erörtert worden: welcher Typ stellt sich für den Deutschen, abgesehen vom Verkehr mit Ausländern, als zweckmäßiger heraus? Die Antwort vermögen uns nur die Physiologie (die Wissenschaft von den körperlichen Vorgängen) und die Psychologie (die sich mit geistigen Erlebnissen beschäftigt) zu geben. Jene behandelt das Sehen der Buchstaben als eine Funktion des Auges, diese das Auffassen und Verstehen des Gelesenen als eine geistige Tätigkeit.

Bereits Anfang der neunziger Jahre wurden im physiologischen Institut zu Leipzig unter Bundts Leitung Versuche angestellt. Sie bestanden im Prinzip darin, daß in dem Spalt eines Verdeckungsschirmes für ganz kurze Zeit (etwa 1/10 Sekunde lang) nacheinander Buchstaben und Worte in Antiqua und Fraktur geboten wurden. Sodann wurde zahlenmäßig festgestellt, wieviel Prozent jeder Druckart „gesehen“ und aufgefaßt werden konnten. Es stellte sich dabei durchgängig heraus, daß von den Antiqua-Buchstaben oder Worten mehr behalten wurde als von den Fraktur-Buchstaben oder Worten. Da auch zum Lesen und Verstehen eine gewisse (meßbare) Zeit gehört, ist zu schließen, daß für das Lesen von Frakturtag mehr Zeit und Kraft angewendet werden muß als für das Auffassen des Antiquadruckes. Natürlich gilt dies Ergebnis auch für zusammenhängende Sätze; und mit Recht ruft Cattell, der erste Forscher auf diesem Gebiet, aus: Wieviel Kraft geht nicht durch das Lesen von Fraktur verloren!

Bis auf die neueste Zeit hin sind nun die Resultate der Versuche mit verfeinerten Methoden wiederholt nachgeprüft worden. Die Resultate sind nicht nur bestätigt worden, man fand auch die Gründe heraus. Beim Lesen einer Zeile umspannt das Auge im allgemeinen nicht etwa die ganze Höhe und Tiefe der Buchstaben; es gleitet vielmehr über die Buchstaben etwas oberhalb ihrer Mitte hinweg. Man kann das selbst leicht nachprüfen. Verdeckt man die untere Hälfte eines Zeilenstrahes, so wird sie dennoch durch die obere lesbar und verständlich. Legt man jedoch ein weißes Blatt Papier auf die obere Hälfte einer unbekanntem Zeile, so wird das Entziffern schon schwieriger. Der Antiquadruck zeichnet sich nun überhaupt dadurch aus, daß mehr Buchstaben nur die ganze Mitte der Zeile ausfüllen. Bei der Fraktur ragen dagegen viele Reichen über die Zeile hinaus und unter sie herunter. Dadurch wird das Auge bald nach oben, bald nach unten gezogen, um die Buchstaben genau zu erkennen und sich nicht zu verlesen. Antiqua ist überhaupt einheitlicher, gedrungener, geschlossener aus. Fraktur erscheint zerrissener, wirrer.

An den Untersuchungen nahmen Personen verschiedenen Alters, Geschlechts, Standes mit verschiedener Vorbildung teil; die Ergebnisse blieben überall die gleichen.**) Nur Schulkinder, die gerade erst deutsche Schriftzeichen lesen und schreiben gelernt haben, also lateinisch noch nicht oder sehr wenig kennen, saßen Fraktur besser auf. Noch während der Schulzeit verschiebt sich die Sachlage aber zugunsten der Antiqua.

Von diesem Standpunkt aus vermögen wir zum Schluß noch die Frage zu entscheiden, welches Satzbild ästhetischer wirkt. Ebenfalls durch psychologische Experimente ist festgestellt worden, daß allgemein die Einheitslichkeit eines Gegenstandes schöner anmutet als die Zerrissenheit. Die größere Einheitslichkeit des Antiquasatzes wird daher unserem ästhetischen Gefühl mehr entsprechen als die mannigfachen Unterschiede der Fraktur. Die runderen Formen erscheinen wohlgefälliger als die Spigen und Widerhaken. Hiermit stimmt andererseits gut zusammen, was das moderne Kunstgewerbe für sich als Gesetz aufgestellt hat. Ein Gegenstand ist um so schöner, je besser er seinem Zwecke dient und diesen Zweck in seiner Gestalt auch vollendet zum Ausdruck bringt. In unserem Fall bevorzugt das Gewerbe tatsächlich für künstlerisch ausgestaltete Bücher die Antiqua, denn sie dient dem Zweck des Lesens besser und schneller als die Fraktur.

E. M.

Steht ein strenger Winter bevor?

Schon wiederholt sind in diesem Jahre Voraussetzungen über den Charakter des bevorstehenden Winters veröffentlicht worden, die fast sämtlich einen kalten und schneereichen Winter ankündigten. Auch aus den verbreiteten Schneefällen, die dieser Tage in Deutschland auftraten, wurde schon wieder auf den frühzeitigen Eintritt strenger Kälte geschlossen. Darauf muß gesagt werden, daß von

*) Selbst ein so besonnener Forscher wie der bekannte Naturphilosoph Wilhelm Ostwald, früher Professor in Leipzig, tritt energisch für Esperanto und dann für Jdo ein.

**) Auch machte es keinen Unterschied, ob es sich um geschriebene oder gedruckte Sätze handelte.

streng wissenschaftlichem Standpunkt aus Beratigte Prognosen etwas voreilig erscheinen. Die Ankündigung eines strengen Winters beruhte auf der Erwägung, daß die Eisverhältnisse im arktischen Meere nördlich von Europa in diesem Jahre ganz besonders ungünstig waren. Dementsprechend reichte das Treibeis im letzten Sommer überhaupt ganz ungewöhnlich weit nach Süden, und sein Einfluß auf die meteorologischen Verhältnisse machte sich denn auch andauernd durch die Verlagerung eines von der Kälte erzeugten Hochdruckgebietes über dem Eismeer und dem nördlichsten Europa bemerkbar. Dieses polare Maximum bildete die eigentliche Ursache des verregneten Sommers; denn die atlantischen Depressionen vermochten das Hoch nicht beiseite zu schieben und nahmen infolgedessen ihren Weg durch ziemlich südliche Breiten, so daß Mitteleuropa fortwährend im Bereich der Eyllonen blieb. Wenn aber auch die Kühle des Sommers eine Folge der Eisverhältnisse im hohen Norden war, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß auch der Winter vom Eismeer her seinen vorwiegenden Charakter erhält. Denn die atmosphärischen Strömungen, die für das Klima Europas den Ausschlag geben, sind im Winter wesentlich andere, als in der warmen Jahreszeit. Vor allem sind die ozeanischen Eyllonen im Winter unvergleichlich tiefer, daher auch wirksamer als im Sommer. Die Ursache dieser Erscheinung ist in den Wärmeverhältnissen des tropischen und subtropischen Atlantik zu suchen. Minima mit einem Zentrum unter 730, oft sogar unter 720 Millimeter Tiefe beherbergen außerordentlich starke wirbelnde Kräfte, und ihrem meist mit größter Geschwindigkeit erfolgenden Ansturm pflegen selbst die höchsten winterlichen Maxima von 790 Millimeter Höhe nicht standzuhalten. Sie weichen zurück und machen die Bahn frei für den Tiefenwirbel erwärmter, dampfgesättigter Meeresluft, die die Eyllone über den europäischen Kontinent trägt. Damit findet auch die strengste Kälte, die aus dem hohen Norden oder aus Rußland bis zu uns gelangt ist, stets ein jähes Ende. Aber selbst wenn die antizyklischen Depressionen polare Hochgebiete nicht zum Weichen bringen, gewinnen sie trotzdem sehr schnell Einfluß auf die Bitterung Mitteleuropas; sie schlagen dann, statt der Bahn, die durch Skandinavien nach Nordosten führt, südlichere Zugstraßen ein, bewegen sich durch das Nord- und Ostseegebiet oder in südöstlicher Richtung durch Frankreich nach Oberitalien. Gerade die letztere Zugstraße, die von Oberitalien aus wieder nordostwärts verläuft, wird häufig von den Depressionen eingeschlagen, wenn in der nördlichen Hälfte Europas polare Maxima lagern. Es herrscht bei einer derartigen Wetterlage in Deutschland gewöhnlich auch nur ganz leichter Frost, es gehen aber dann meist große Schneemengen nieder. Daß die arktischen Eisverhältnisse in diesem Jahre die winterliche Bitterungsgealtung kaum beeinflussen werden, zeigt schon der Verlauf des Wetters im Monat November. Seit dem ersten sind bereits mehrere sehr tiefe atlantische Minima erschienen, die durchweg ihren Weg durch das Nordseegebiet genommen und die Kälte, die sich im hohen Norden bereits ausgebildet hat, von uns ferngehalten haben. Der starke Schneefall der letzten Tage befragt aber für die Wetterausichten der kommenden Monate nicht das geringste. Derartige Schneefälle treten stets ein, wenn sich atlantische Depressionen mit großer Schnelligkeit dem Kontinent nähern, während sich über diesem bei höherem Luftdruck Kälte, wenn auch nur von geringer Intensität, ausgebildet hat. Solchen Schneefällen folgt aber ausnahmslos Regen und Erwärmung. Der Charakter des Winters hängt überhaupt weit mehr von den Tiefdruck- als den Hochdruckgebieten ab. Folgen sich, wie so oft, atlantische Eyllonen in fast ununterbrochener Reihenfolge, so wird der Winter in Mitteleuropa immer sehr mild sein, mag im hohen Norden und im Innern Rußlands auch strengste Kälte herrschen. Ungünstiger ist es schon, wenn statt der atlantischen pazifische Eyllonen nach Europa gelangen, die vom hohen Norden aus, meist auf dem Wege über Lappland und das Weiße Meer, zu uns gelangen. Derartige Wirbel bringen zwar der östlichen Hälfte Deutschlands mildes Wetter bei Schnee- und Regenfällen, doch verlagert sich der hohe Druck dann vielfach über dem westlichen und südlichen Mitteleuropa, und die strengste Kälte hat bei diesem Wintertypus Süddeutschland und das Alpengebiet. Die Häufigkeit atlantischer und pazifischer Depressionen sowie die Art ihrer Auseinanderfolge läßt sich aber überhaupt nicht voraussagen; handelt es sich, wie schon gesagt, bei diesen Erscheinungen um Vorgänge in den Tropen, fehlen uns aber auch direkte Anhaltspunkte, um den Charakter des Winters vorherzubestimmen, so gibt es doch noch indirekte Mittel, die mit einiger Aussicht auf Erfolg winterliche Fernprognose ermöglichen. Aus Beobachtungen, die sich über rund 200 Jahre erstrecken, und die namentlich Helmann für Berlin und Hann für Wien angestellt hat, geht nämlich hervor, daß kalte Winter am wahrscheinlichsten zu erwarten sind, wenn der vorangegangene Sommer sehr warm war. Das letztere kann man nun vom vergangenen Sommer beim besten Willen nicht behaupten. Allerdings dürfen wir kaum einen so ungewöhnlich milden Winter wie im vergangenen Jahre erwarten, denn solch abnorme Erscheinungen kommen höchstens alle zehn Jahre einmal vor. Erwartet man aber auf Grund dieser langjährigen Erfahrungen einen ziemlich milden Winter mit nur ganz kurzen, mäßigen Frostperioden, so dürfte das der Wirklichkeit am nächsten kommen. Und da milde Winter stets niederschlagsreich sind, so kann auch auf häufige, ergiebige Schneefälle gerechnet werden.